Die Goldsucher.

Roman von A. Katschka.

(5. Fortsetzung.)

Augenscheinlich hatte der Mann, der die Fuchsmütze trug, auch irgend ein verdächtiges Geräusch gehört, dessen Ursprung er nun ermitteln wollte.

Der Missionär stand regungslos, der Unbekannte schien sich aber nach kurzer Umschau zu beruhigen; er wandte den Kopf zurück und sagte ziemlich laut:

„Klettert heraus! Es ist nichts! Wir müssen diesen Pfad längs dem Flusse nehmen." Er trat ganz aus dem Gebüsch heraus und zündete sich am Ufer seine Pfeife an; nach ihm tauchten noch zuerst drei Köpfe, dann ganze Gestalten, mit Büchsen im Anschlage und Säcken auf dem Rücken, aus dem Dickicht auf.

Lautlos beobachtete sie der Missionär; er wußte bereits, wer sie waren, denn in dem Einen derselben erkannte er Den, welchen er auf dem Räuberposten gesucht hatte: er hieß Wassilij Lunin.

Es waren Sträflinge aus dem „Adlerhorst," die den Vorposten ablösen sollten.

Nichtsdestoweniger wollte der Missionär seine Anwesenheit nicht verrathen, da ein Gespräch mit Lunin im Augenblick unmöglich war und er auch nur zu gut wußte, daß die Anwesenheit des „Fuchsschwanzes" seine eigene Sicherheit durchaus nicht garantire.

Er hatte viel gehört von dem „Fuchsschwanz", wie man ihn in der Taiga nannte, dessen eigentlichen Namen aber Niemand kannte. Er war ein Hauptfeind der Kosaken und Burjaten der Nachbarschaft. Lange schon lebte er in der Taiga und hatte auf seine Kameraden, die flüchtigen Sträflinge, einen bedeutenden Einfluß gewonnen.

Der Missionär griff nach seiner Büchse: „Jetzt, Bösewicht, bist Du in meiner Gewalt!" dachte er, den Hahn berührend. Da blitzte aber ein Lichtstrahl auf seinem goldenen Kreuze. „Ich habe gelobt, nie einen Menschen zu tödten," fiel ihm ein; „er darf nicht durch meine Hand sterben!" Er ließ die schon zum Schuß bereite Büchse wieder sinken.

Unterdessen blies der ahnungslose „Fuchsschwanz" ruhig Wolken blauen Tabakrauches in die Morgenluft hinaus.

„Jetzt sind wir gleich da," sagte er, sich an seine Begleiter wendend, „zu Mittag sind wir an Ort und Stelle."

„Was war das aber für ein Geräusch?" fragte ein Bursche mit hübschem, doch ausdruckslosem Gesichte, der eine kurze Lederjacke mit nach außen gewandtem Fell trug.

„Auch ich hörte etwas.....es ist aber Niemand da; es war wohl der Fluß, es klang doch, als ob ein Mensch das Geräusch mache...... Aber schau! Da liegt etwas Weißes am Ufer; nein, ein Lappen......wie kommt der hierher?

Wassilij brachte schon den Gegenstand und überreichte ihn dem „Fuchsschwanz."

„Wahrhaftig, ein Taschentuch; dazu noch gemerkt! Wer ist hier gewesen?" rief der „Fuchsschwanz", das Tuch voll Staunen betrachtend. „Haben die Unseren etwa Jemand eingefangen?" fügte er hinzu.

Der Missionär fuhr unwillkührlich in seine Tasche: Das Tuch war ihm entfallen; die Strömung hatte das Tuch an's Ufer getrieben.

„Das muß man herausbringen! He, Kinder! Schnell auf den Weg!" schrie der „Fuchsschwanz" und schritt, die Büchse über die Schulter werfend, schnell längs dem Ufer des Flusses dem Räubervorposten zu. Seine Gefährten folgten lautlos, ohne einen Augenblick zu zögern.

Der Missionar horchte ihnen nach, und erst nachdem schon lange ihre Schritte verhallt waren, verließ er sein Versteck.

„Sie gehen den Vorposten ablösen, und eilen wir nun nicht, den Gefangenen zu befreien, so schleppen sie ihn in die Berge und dann ist Alles verloren; einmal dort — wie kann man ihn noch retten?" dachte er und schritt eiligst dem Lager zu.

Schwer war es, sich durch die dichten Schlinggewächse des Waldes den Weg zu bahnen, und nur langsam konnte er sich daher seinem Ziele nähern. Er achtete aber der Disteln und Kletten nicht, welche ihn an den Kleidern zurückhalten zu wollen schienen; unermüdlich schwang er sein Messer, um sich Bahn zu brechen.

Eben ging die Sonne auf und ihre schrägen Strahlen drangen zwischen den gigantischen Stämmen der Cedern hindurch, sie mit glühenden Lichtwolken übergießend. Harzduft, gemischt mit dem Aroma der wilden Syringen, erfüllte die Luft; hoch herab aus der durchsichtigen Luft tönte das jubelnde Lied der Lerche und ein schöner Pirol sekundirte melodisch.

Der hohe Wald war durchmessen und der Missionär schritt auf eine Lichtung hinaus, die von wilden Syringen umstanden war, welche jetzt, von weißen, rosa und lila Tinten umgossen, wie ein mächtiges, Wohlgeruch verbreitendes Bouquet erschienen. Der Morgenthau in den einzelnen Blüthen glänzte wie Brillanten und übergoß den die Bäume Berührenden mit kaltem Sprühregen. Der Missionär schritt unter diesem duftigen Bogengang schnell vorwärts, denn er fühlte sich trotz der durchwanderten, abenteuerreichen Nacht in dieser herrlichen Umgebung frisch und munter.

Der Weg wurde immer bequemer, da es hier einen eingetretenen Fußpfad gab. Anfangs glaubte unser Wanderer, es sei Menschenwerk, doch als er den Boden aufmerksamer betrachtete, sah er an den im Sande abgedrückten Spuren, daß er einen Thierpfad gehe, wie sie zu Tausenden in der sibirischen Taiga zu den Tränkstellen der Thiere des Waldes führen. Augenscheinlich mußte dieser Pfad zum See Chala führen und war somit die nächste Route zu demselben.

Wunderbar bewegt, so den kürzesten Weg gefunden zu haben, ging der Missionär den Pfad entlang.

Einige wilde Böcke stürzten, durch das plötzliche Herannahen eines Menschen erschreckt, zur Seite; der Missionär hatte heute weder Zeit noch Auge für sie, seine Seele war einzig mit dem Schicksale Ludow's beschäftigt, und auch die Furcht, das Lager zu spät zu erreichen, beherrschte ihn.

Nachdem er noch eine halbe Stunde zwischen den Sträuchern hingegangen, sah er endlich den glänzenden, blauen Spiegel des Chala, und ein leichter Rausch jenseits desselben, der sich gleich einer bläulichen Säule gerade gegen den Himmel erhob, zeigte ihm, wo sich das Lager befinde. Eilenden Schrittes wendete er sich demselben zu.

Der „Tummler".

Ludow lag, nachdem der Missionär ihn verlassen, hilflos und bewegungslos unter dem breiten Nadeldach der Ceder. Er wollte nicht wieder das Bewußtsein verlieren, aber dennoch verwirrten sich seine Gedanken bald wieder, der Kopf schmerzte unerträglich, der Körper war wie zerschlagen und brannte trotz der feuchtkalten Nacht wie ein Feuer.

„Der Missionär wird Skuratow sagen, wo ich bin.... sie werden kommen.... sie werden mich retten", lispelte er schon halb bewußtlos. „Ich will nicht hier sterben....will's nicht....will's nicht..." Die Bewußtlosigkeit stieg und endlich schien er einzuschlafen.

Die Sonne stand schon hoch, als die Besatzung des Vorpostens erwachte, die Sträflinge hatten, ermüdet von den weiten, schwierigen Märschen, verschlafen. Der „Nagler" war zuerst erwacht und weckte nun auch schnell die Gefährten.

„Wir haben prächtig verschlafen, grinste ihn der „Verfluchte" an, „stehen zur Mittagszeit auf." Aergerlich füllte er den Kessel mit Wasser und stieß ihn in die noch glühende Asche.

„Heute kommt Ablösung", murmelte der „Weiberfreund", „zum Sterben langweilig ist mir die Taiga geworden."

„Rechne nur nicht so bestimmt auf heute! Vielleicht können wir uns noch eine ganze Woche hier in der Erwartung amüsiren; wie der „Fuchsschwanz" will, so wird es eben sein."

„Er wollte ja selbst die nächste Ablösung führen, er hat wohl was vor, wird sich wieder etwas mit den Goldsuchern amüsiren — ihnen die Taschen erleichtern", meinte der „Nagler".

Der „Tummler" trat zu Ludow heran und betrachtete ihn; als er sich über ihn neigte, stöhnte Ludow schmerzvoll auf und erwachte. Der „Tummler" spürte Mitleiden mit dem Gefangenen; freilich schämte er sich, dieses Gefühl vor den Kameraden zu verrathen; waren sie aber Alle beschäftigt, so suchte er im Geheimen die Lage des Gefangenen zu erleichtern. Jetzt, wo er allein bei Ludow war, goß er schnell warmen Saturan in eine Schüssel, zwängte die krampfhaft geschlossenen Zähne auseinander und goß ihm einige Tropfen des Getränkes in den Mund.

Der warme, nahrhafte Trank schien gut auf den Kranken zu wirken; seine Wangen färbten sich leicht, die Augen öffneten sich. Eine Zeit lang schauten der „Tummler" und Ludow stillschweigend einander an. Ludow erschien das gutmüthige Gesicht des „Tummlers" sympathisch und er flüsterte:

„Wer bist Du?"

Der „Tummler" schaute vorsichtig umher; die Anderen waren mit dem Ausbessern des Bootes beschäftigt und leise antwortete er:

„Sprich leiser.... Ich wünsche Dir nichts Böses.... Du bist jetzt unter flüchtigen Zwangssträflingen..... wir haben Dich dort in den Bergen aus der Eisgrube gezogen....", und er wies mit der Hand auf die bläulichen Gipfel des Jablon.

In Ludow stieg eine schwache Erinnerung auf.

„Wasser!" lispelte er.

Der „Tummler" brachte ihm Wasser. Es schien, daß im gesunden, frischen Organismus Ludow's jetzt die Reaktion eintrat; er spürte Appetit, und der „Tummler" theilte mit ihm seine Schüssel Saturan, wie seine Portion Zwieback.

Noch immer waren die Gefährten des „Tummlers" eifrig mit dem Boot beschäftigt, so daß Ludow, der sich lebhaft für den jungen Burschen interessirte, dessen gutes Gesicht ihm lebhafte Sympathie einflößte, sich entschloß, ihn noch einmal zu fragen, wer er sei und wie er nach Sibirien gekommen. Der „Tummler" schien sich etwas zu besinnen, ehe er mit der Antwort herauskam, schüttelte ernst den Kopf, endlich erzählte er ihm aber doch die rührende Geschichte seines Unglücks. Ludow war durch seine Offenherzigkeit tief gerührt, ihm that der junge Bursche unendlich leid; so frühzeitig sollte er sein junges Leben auf immer zerstört haben?

„Traure nicht! Was ist dabei zu machen?" murmelte er, da er keinen Trost für den armen Burschen fand.

Plötzlich tönte vom Fluß her ein Schuß, dessen tausendfaches Echo die gegenüber liegenden Berge wiedergaben. Der „Tummler" erzitterte und sprang, wie von einer Viper gestochen, empor.

„Sie sind's, sie kommen....", rief er tief erregt.

„Wer sind diese: sie?" fragte Ludow lebhaft. Ein Hoffnungsstrahl der Rettung blitzte in ihm auf, er glaubte schon Freundesstimmen zu hören.

„Die Ablösung aus dem „Adlerhorst" kommt", sagte der „Tummler" mit verstellt-böser Stimme und fügte, sich über Ludow beugend, leise hinzu; „Vergiß nicht, Herr! Was ich für Deine Rettung thun kann, das werde ich thun. Du willst fliehen, aber rette auch mich dann aus diesem verfluchten Neste; das Leben hier ist mir zuwider."

Aus der Ferne tönten die Stimmen der herannahenden Sträflinge herüber.

„Stelle Dich bewußtlos", flüsterte der „Tummler" und sprang schnell davon.

Schon zeigten sich auf dem Pfade, der zum Fluß führte, die Gestalten mehrerer Männer, der „Fuchsschwanz" mit seinen beiden Begleitern, und neben ihnen schritten der „Verfluchte" und der „Weiberfreund".

Der „Verfluchte" mußte wohl schon über Ludow berichtet haben, denn der „Fuchsschwanz" ging gerade auf diesen los. Ludow lag bewegungslos; er hielt sogar den Athem an.

„Das ist er", sagte der „Verfluchte", an Ludow herantretend, indem er ihm einen Fußtritt versetzte; „liegt schon den zweiten Tag, ohne sich zu bewegen — krepirt wohl bald." Mit Kennermiene beugte sich der „Fuchsschwanz" über Ludow und berührte dessen Hände.

„Ist nicht so gefährlich", sagte er, ihn aufmerksam musternd, „man muß ihn in den „Adlerhorst" schaffen, es ist ja ein großes Thier, für welches man theuer bezahlen wird, wo nicht—so geht er auch nicht davon", fügte er mit drohender Geberde hinzu. „Aber wer ist noch außer ihm hier?"

„Niemand", erwiderte der „Weiberfreund".

„Ich sage Dir, daß Jemand hier war — folglich weiß ich es."

„Wir haben die ganze Zeit hart am Wege gelegen, also konnte ihn Niemand unbemerkt passiren."

„Ich habe den Beweis, daß spätestens heute Nacht Jemand auf dem Fluß vorübergefahren oder am Ufer entlang gegangen, und zwar keiner der Unserigen, noch ein Eingeborener." — Bei diesen Worten zog er das von ihm gefundene Schnupftuch aus der Tasche und zeigte es den Gefährten. — „Schöne Wachposten, an der Nase geht ihnen hart Jemand vorüber—sie merkten es nicht!" zürnte er.

Der „Verfluchte" war nachdenklich geworden.

„In der That! Mir selbst schien es, als müsse unlängst jemand Fremder hier gewesen sein", murmelte er; ich bemerkte am Ufer Spuren, als ob ein Boot auf den Sand gezogen worden, dabei Abdrücke von Jagdstiefeln."

„Einerlei! Wir erfahren es", sagte der „Fuchsschwanz", sich zum „Verfluchten" und dessen Gefährten wendend. „Morgen in der Frühe macht Ihr Euch zum „Adlerhorst" auf und schleppt den Burschen dort mit—wir aber suchen die Umgegend des Sees etwas ab — vielleicht finden wir ein neues Wild."

„Da bekommt der „Tummler" wieder etwas zu schleppen", meinte der „Weiberfreund" gehässig grinsend, indem er auf Ludow hinschielte.

Die Mörder machten sich an die Bereitung des Mittagsmahles und ließen sich am Feuer nieder. Von den mächtigen Eindrücken physisch geschwächt, verlor Ludow die Besinnung.

Uebers Gebirge.

Kehren wir jetzt zum Lager unserer Reisenden am heiligen Chala-See zurück.

Alles war dort schon auf und half eifrig an der Ausrüstung der Expedition, die Ludow aufsuchen sollte. Jswolskij vertheilte an die Burjaten Flinten und Pistolen und zeigte ihnen deren Gebrauch, wobei Skuratow ihn unterstützte.

Eugenie Nikolajewna, verhärmt und bleich nach der schlaflosen Nacht, überwachte die Vorbereitungen und schaffte die nöthigen Vorräthe herzu.

Man hatte entschieden, daß sie mit zwei Burjaten und einem Kosaken im Lager bliebe, alle Uebrigen sich aber mit Jswolskij und Skuratow auf die Suche begäben; der Lama war bereit, als Führer zu dienen.

Ein lautes Gekläffe der dem Walde zustürzenden Hunde lenkte die Aufmerksamkeit Aller dorthin und ließ die Arbeit einen Augenblick ruhen. Aus dem Walde trat, die Hunde mit einem Stock abwehrend, der Missionär.

Das Erscheinen eines Europäers machte im ersten Augenblick Alle stutzen, aber Jswolskij erkannte den Herannahenden und lief auf ihn zu.

„Was? Du hier?" rief er aus.

„Habe es wohl nicht erwartet, Dir hier zu begegnen," antwortete der Missionär, der Jswolskij seit lange kannte und schätzte.

Jswolskij stellte den Missionär Skuratow und dessen Schwester vor.

„Leider ist unser dritter Kamerad nicht unter uns; er hat sich in der Taiga verirrt und wir machen uns eben auf, ihn zu suchen," bemerkte er in bedauerndem Tone, während er die Gefährten vorstellte.

„Ich weiß, wo euer verloren geglaubter Kamerad sich befindet," sagte der Missionär.

Eugenie fuhr zusammen.

„Wo ist er?" schrie sie auf. „So sprecht! Wo?"

„Er lebt und sendet seine Grüße," antwortete der Missionär leise, da er ihre Erregung sah.

Es war keine Zeit zu verlieren, daher beeilte sich der Missionär, kurz Alles zu melden, was er von Ludow und der ihm drohenden Gefahr wußte, von seiner nächtlichen Begegnung mit dem Gefangenen, und wie er auf den „Fuchsschwanz" gestoßen.

Bei Nennung dieses Namens schrak Jswolskij zusammen.

„Mit diesem Elenden habe ich noch abzurechnen; vielleicht kann ich es heute!" murmelte er vor sich hin.

„Wie viele sind ihrer jetzt dort im Ganzen?" wandte er sich fragend an den Missionär.

„Es sind ihrer Sieben," entgegnete dieser.

„Bewaffnet?"

„Versteht sich! Wer würde unbewaffnet die Taiga betreten."

„Dann taugt unser Plan nichts, unserer sind zu wenig, denn auf die Burjaten kann man sich nicht verlassen; sie laufen beim ersten Schusse davon. Uns können nur Kühnheit und List helfen."

„Rechnet auch auf mich!" rief der Missionär. „So viel ich kann, helfe ich zur Rettung unseres armen Gefangenen mit."

„Und ich gehe auch mit euch!" ertönte entschlossen Eugenie Nikolajewna's Stimme.

„Du? Du willst mit uns gehen? Das ist doch Wahnsinn!" rief Skuratow.

„Gewiß gehe ich! Dann sind noch ein Kosak und zwei Burjaten hier, denn wozu sollten sie denn hier bleiben? Sie aber sind auch immerhin eine Verstärkung," entgegnete das kühne Mädchen.

Schnell wurden die Vorbereitungen zum Aufbruch beendigt. Das Zelt wurde abgenommen und zusammengelegt, die Lastpferde wurden bepackt und nach Verlauf kaum einer halben Stunde ordnete sich der Zug.

Es wurde bestimmt, wer reiten sollte, so lange dies noch der Weg erlaubte,— dann sollten die Pferde zurückbleiben und der übrige Weg zu Fuß gemacht werden.

„Wir müssen eilen," trieb der Missionär, „aller Wahrscheinlichkeit nach müssen die Räuber bei Tagesgrauen aufbrechen und sie schleppen dann Ludow in den „Adlerhorst" mit.

Eugenie Nikolajewna war ruhiger geworden. Der Gedanke, daß sie nun Ludow sehen, daß er ihr nun vielleicht zurückgegeben werden sollte, wirkte wohlthätig auf sie. „O, wie werde ich ihn jetzt lieben! Von jetzt an verlasse ich ihn nie!" sprach sie zu sich selbst.

Sie ritt durch die Lichtung; die Männer gingen alle zu Fuß. Der steinige Weg führte über den Gipfel des Sokondo, den sie übersteigen mußten, um das gleichnamige Thal zu erreichen.

Ungeachtet der schweren Gedanken, die alle Wanderer bewegten, mußten sie doch die schöne Gebirgslandschaft bewundern, die alle Wanderer bewegten, mußten sie doch die schöne Gebirgslandschaft bewundern, die sich, je höher sie stiegen, desto weiter und reicher vor ihren Augen entrollte.

Trotz der möglichst eilenden Wanderung war es doch bereits fünf Uhr Nachmittags geworden, als sie das Flußufer in der Thalsohle erreichten.

Menschen und Pferde waren so erschöpft, daß eine, wenn auch kurze Rast zur Nothwendigkeit geworden war; es wurde also am Flusse Halt gemacht, da hier auch die Pferde getränkt werden konnten, die, abgesattelt, gierig grasten.

Eugenie Nikolajewna konnte diesen Aufenthalt kaum ertragen; ihr schien es, als ob jede Minute das Verderben Ludow's herbeiführen müßte. Mehrere Male wiederholte Jswolskij ihr sein Gelöbniß, Ludow zu retten, und beruhigte sie von Neuem.

„In einer Stunde geht's weiter," bemerkte Skuratow.

„Natürlich zu Fuß, und die Burjaten müssen zurückbleiben, weil sie mit ihrer Feigheit uns nur schaden können."

„Dann sind wir mit dem Kosaken nur Vier—unsere Gegner aber Acht — ein zu ungleicher Kampf."

„Wollen Sie sich denn in einen offenen Kampf einlassen?"

Gewiß! Wir müssen doch in jedem Falle Ludow retten....."

„Dazu brauchen wir List; aber keine Gewalt; Gewalt kann hier nicht helfen...... Die Sträflinge sind tapfer, und verstehen es, sich ihrer Haut zu wehren."

„Und was haben Sie für uns ausgesonnen?" fragte Skuratow.

„Mein Plan ist folgender: „Wir lassen die Pferde und Burjaten hier, gehen nur mit dem Kosaken und dem Lama längs dem Sokondo bis zum Vorposten, doch setzen wir erst, wenn es völlig dunkel ist, über den Fluß........ Wenn Jene schlafen, stehlen wir Ludow. Freilich erwachen sie, so ist ein Kampf unvermeidlich; dann sind sie aber von uns überfallen und deshalb dürfen wir doch auf Erfolg rechnen."

Eugenie Nikolajewna lauschte erregt Jswolskijs Worten.

„Ich trenne mich nicht von euch," sagte sie, ihren Blick flehend auf Jswolskij heftend.

„Wie sie ihn liebt!" dachte Jswolskij, ihr in das sprechende Auge schauend, und ein bitteres Gefühl durchzog seine Seele.

„Sie können uns bis zur Stelle, wo wir übersetzen, begleiten — aber Sie bleiben auf dieser Seite des Flusses, während wir unseren Ausfall machen."

Dankbar drückte sie ihm die Hand. „Lieber, Guter!" hätte sie sagen mögen.

Der Missionär wie Skuratow billigten den Plan Jswolskij's durchaus, und nachdem schnell gespeist worden, wanderte man längs dem Flusse dem Vorposten der Räuber zu. Die Vorhut bildete der Lama, da er Wegweiser war. Alle waren mit Flinten und Revolvern bewaffnet; sogar Eugenie Nikolajewna trug letzteren für den Fall, daß sie sich selbst beschützen müßte.

Nächtliches Scharmützel.

Die Wolken eilten wie ein welliges, langgezogenes Band am Himmel dahin, bald dem Monde es vergönnend, die Erde zu schauen, bald sich als dichter Schleier zwischen Beide legend. Es war gegen Mitternacht. Der Kukuk rief nicht mehr, aber es ertönte schon das herzzerreißende Lachen der Eule, von Schluchzen unterbrochen; das ist in der Taiga ein sicheres Zeichen, daß die Mitternacht herannaht.

Ludow horchte unterdessen den Tönen der Nacht, von Eugenie Nicolajewna träumend. Er fühlte sich wohler, ja frischer. Plötzlich traf ein leises Geräusch sein Ohr, wie ein Plätschern am jenseitigen Ufer des Sokondo. Er horchte auf — ein Schatten glitt heran und sah ihm in's Gesicht.

Er erkannte seinen alten Freund, den Lama. Der auf die Lippen gepreßte Finger gebot ihm Schweigen. Ebenso schnell, wie er gekommen, verschwand der Lama wieder. Darauf ertönte am Ufer dreimal der Pfiff des Eichhörnchens. Am jenseitigen Ufer trennte sich eine dunkle Masse, ein schnell aus Stämmen zusammengebundenes Floß, vom Lande und schwamm herüber.

Ludow begriff jetzt, daß seine Freunde gekommen seien, um ihn zu retten; er aber war ja gefesselt und zu schwach, um ihnen entgegenzueilen.

Vier Männer stiegen an's Ufer und gingen leise auf die Gruppe der Schläfer zu; es waren Skuratow, Jswolskij, der Missionär und der Kosak; sie gingen schweigend, kaum vernehmbaren Trittes.

Vor Allem machten sie zwei Boote der Sträflinge flott und legten Ruder hinein; dann stießen sie das Floß in die Strömung zurück. Gelang es ihnen, Ludow zu den Booten zu tragen und den Strom zu gewinnen, so waren sie gerettet. Die Gegner, ihrer Boote beraubt, konnten sie dann nicht verfolgen.

Ludow sah darauf die Gestalten auf sich zukommen; sein Herz schlug heftiger in freudiger Erwartung. „Endlich naht mir Rettung!" murmelte der Unglückliche.

Der Missionär erreichte ihn zuerst und trennte mit einem Schnitt seines Messers die Fesseln.

Die Sträflinge schliefen fest; ihr gleichmäßiges Schnarchen tönte weit durch die Stille der Nacht.

Ludow wollte sich erheben, aber die Kräfte versagten; der Missionär hob ihn mit Hilfe des Kosaken auf und Beide trugen ihn mit vereinten Kräften vorsichtig zu den Booten; Skuratow und Jswolskij deckten, die Revolver bereit haltend, den kleinen Zug.

Unglücklicherweise berührte der Kosak den Fuß des schlafenden „Weiberfreundes." Dieser erwachte und schrie laut die Kameraden an, als er die Gruppe Fremder sah. Eine blitzschnelle Bewegung der mit dem Messer bewaffneten Hand des Lama machte ihn auf ewig verstummen.

Der Schrei aber hatte schon die Schläfer geweckt. Brüllend sprang der „Fuchsschwanz" auf, um die Flüchtlinge zu verfolgen; die übrigen Sträflinge stürzten hinter ihm drein.

Zum Glück waren die Flinten der Sträflinge nicht geladen; diese waren also nur auf kalte Waffen angewiesen. Die entscheidende Minute war angebrochen. In dem Moment, als der „Fuchsschwanz" die Flinte erhob, um mit dem Kolben Skuratow niederzuschmettern, traf ihn eine Kugel Jswolskij's in die Hand; die Büchse fiel zur Erde, und mit einem lauten Fluche ließ der „Fuchsschwanz" die zerschmetterte Rechte sinken.

Zwar waren ihm schon die übrigen Sträflinge zu Hilfe geeilt, aber die Flüchtlinge befanden sich bereits unter dem Schutze der Bäume, die sie deckten und ihnen die Vertheidigung erleichterten.

Einer der Sträflinge hatte seine Flinte geladen und gab Feuer; die Kugel zerschmetterte dem Kosaken die Schulter und unwillkürlich ließ dieser Ludow sinken, den er mit dem Missionär zusammen getragen hatte; Skuratow trat für ihn ein. Jetzt mußte Jswolskij allein den Rückzug gegen die sechs Angreifer decken. In der einen Hand den Revolver, in der anderen den Dolch, wich er langsam Schritt um Schritt zurück, damit hinlänglich Zeit gewonnen würde, Ludow in das Boot zu tragen. Der „Nagler" sprang auf ihn los, den Dolch gerade auf das Herz zückend, doch gelang es Jswolskij, den Stoß zu pariren und den Gegner mit einem Schuß niederzustrecken.

Sein Fall brachte die Angreifer für einige Minuten in Bestürzung, und so gelang es den Flüchtlingen, die Boote fast zu erreichen.

„Vorwärts!.... schießt auf sie!" brüllte der „Fuchsschwanz" wie besessen, da seine zerschmetterte Hand ihm die Möglichkeit benahm, selbst das Beispiel zu geben.

Durch sein Commando angefeuert, stürzten die Sträflinge vorwärts und schnitten den Flüchtlingen den Weg zu den Booten ab.

In diesem Augenblick eilte eine Gestalt dem Missionär zu Hilfe.

„Tummler", bist Du es?" fragte dieser.

„Ich, und ich helfe Euch, ihn retten", ertönte die Antwort.

Er übte Verrath an den Seinen um Ludow's willen.

Jetzt war Skuratow frei, der „Tummler" vertrat ihn.

Mit Jswolskij zusammen drang jetzt Skuratow auf die Gegner ein, und mit einigen wohlgezielten Schüssen hatte er den Weg zu den Booten frei gemacht.

Wohl waren jetzt die Fahrzeuge erreicht, aber die Sträflinge waren nur um wenige Schritte von den Flüchtlingen getrennt. Schnell wurde Ludow in's Boot gelegt; der Missionär und der „Tummler" sprangen eiligst hinein und stießen ab. Skuratow sprang in das andere Boot, aber Jswolskij deckte noch am Ufer den Rückzug. Der „Verfluchte" hatte sich an ihn von hinten herangeschlichen und stieß ihn den Dolch in den Rücken; instinctmäßig machte Jswolskij noch zwei Schritte rückwärts und schoß; der „Verfluchte" fiel, aber zugleich sank auch Jswolskij blutübergossen in Skuratow's Arm. Jetzt waren die Verfolger nur noch zwei Schritt vom Boote; doch gelang es Skuratow, abzustoßen und nnd den Strom zu gewinnen.

Einige Kugeln flogen ihnen nach, aber zu spät hatten die Sträflinge zu den Gewehren gegriffen; die Dunkelheit der Nacht und der Vorsprung, welchen die Flüchtlinge während des Ladens der Gewehre gewonnen, machten ein Zielen unmöglich, und unschädlich pfiffen die Kugeln an den Flüchtlingen vorüber.

Vom Ufer tönten laute Flüche herüber.

„Frohlocket nicht, verfluchtes Herrengesindel! Der „Fuchsschwanz" wird sich an Euch rächen, und Du, „Tummler", mußt und wirst den Tod für Deinen Verrath erleiden!" rief der „Fuchsschwanz" in ohnmächtigem Zorne.

Jetzt erst kam Skuratow dazu, Jswolskij Aufmerksamkeit zu schenken.

Dieser lag bewegungslos auf dem Boden des Bootes; in breiten Strömen floß das Blut aus seiner Wunde, Skuratow legte ihm die Hand auf die Brust, das Herz schlug noch.

„Gott sei gelobt! Er lebt noch!" flüsterte er, den Verwundeten in eine bequemere Lage bringend.

Schon hatten die Boote das jenseitige Ufer erreicht, wo Eugenie Nikolajewna in fürchterlicher Aufregung der Rückkehr der kleinen Schaar wartete. Sie hatte das Geschrei, die Schüsse gehört, und ihr Herz krampfte sich in entsetzlicher Furcht zusammen.

Ludow's Boot erreichte zuerst das Ufer. Eugenie Nikolajewna stürzte sich auf dasselbe hin, und in dieser heftigen Bewegung sprach sich all' die Furcht und Qual aus, die sie in den letzten Tagen erfüllt hatten. Gleich darauf landete das zweite Boot, aus welchem Skuratow mit Hilfe des Lama's den verwundeten Jswolskij trug.

„Was ist das?" rief, von Entsetzen erfüllt, Eugenie Nikolajewna und beugte sich über den leblosen Körper.

„Er ist schwer verwundet", sagte Skuratow.

Sie fühlte einen Stich durch das Herz. „Er opferte sich für mich!" dachte das Mädchen, unwillkürlich des Augenblicks gedenkend, als er ihr geschworen, Ludow zu retten. Vom plötzlichen Impuls getrieben, beugte sie sich über Jswolskij und küßte ihm die Hand.

Es schien, als ob diese Berührung ihm das Bewußtsein zurückgebe; er öffnete die Augen, die sich aber gleich wieder schlossen. Thränen erstickten Eugenie Nikolajewna's Stimme! „Lieber! Guter! Ich will, daß Du lebst!" flüsterte sie unhörbar....

Unterdessen untersuchten der Missionär und der Lama die Wunde; der Dolch war am Schulterblatt, wie es schien, tief eingedrungen. Schnell wurde ein Nothverband angelegt, der Verwundete in ein Boot getragen, in welchem nun Alle Platz nahmen und den Sokondo hinabschwammen. Zum Glück deckte dichter Morgennebel den Fluß, denn lange noch tönten die drohenden Rufe der Sträflinge ihnen nach. In einer Stunde war der Halteplatz erreicht, und bei Tagesanbruch machte sich nun die ganze Karawane wieder zum alten Lagerplatz am Chala-See auf, der gegen Mittag erreicht wurde.

Eine lebenspendende Wurzel.

Die Lage unserer Goldsucher war nach den eben geschilderten Ereignissen eine recht traurige. Jswolskij lag bewußtlos darnieder; sein Leben schwebte sogar in äußerster Gefahr. Ludow war so schwach, daß er sich nicht rühren konnte. Der Kosak war schwer verwundet. Skuratow war allein übrig geglieben und hatte nun für Alles allein zu sorgen.

Anfangs wollte er die Burjatenplätze am Onon oder das Kloster Mangut erreichen, aber er mußte es aufgeben, denn Jswolskij hätte die Mühseligkeiten des Weges nicht ertragen, da selbst die geringste Bewegung seine Wunde reizte und ihm unerträgliche Schmerzen verursachte; dann brauchte auch Ludow noch absolute Ruhe.

Nachdem Skuratow mit dem Missionär Rath gepflogen, wurde beschlossen, im Lager zu bleiben, bis Jswolskij genesen und, um keine Zeit zu verlieren, derweilen die Untersuchung des Bodens auf Goldgehalt vorzunehmen.

Da der Missionär wußte, daß der „Fuchsschwanz" verwundet und der „Verfluchte" getödtet war, glaubte er, daß die Räuber im Augenblick sich kaum entschließen würden, das Lager zu überfallen, wogegen aber noch für alle Fälle Vorsichtsmaßregeln getroffen werden sollten.

Er entschloß sich, bis zur Genesung Jswolskij's im Lager zu bleiben; zu hoch schätzte er den alten treuen Freund, der jetzt der Pflege zu sehr bedurfte.

Das Lager wurde befestigt, indem man es von allen Seiten mit einem hohen Wall von Cedernstämmen umgab; außerdem wurden beständige Wachtposten organisirt, über welche der Lama das Commando erhielt, da er sich ebenso kühn wie umsichtig gezeigt hatte. Jswolskij wurde in einem Zelt gebettet, und da bei den Mongolen jeder Lama zugleich Arzt ist, übernahm unser Lama auch hier die Pflichten des Arztes. Er fand bei näherer Untersuchung Jswolskij's Wunde zwar äußerst gefährlich, erklärte jedoch einen glücklichen Ausgang noch immer für möglich.

Jswolskij lag in heftigen Fieberphantasien. Eugenie Nikolajewna pflegte ihn und wich nicht von seiner Seite.

Jetzt, wo das Schicksal Ludow's sie nicht mehr beunruhigte, dachte sie seiner auch weniger, wogegen die heldenmüthige Uneigennützigkeit Jswolskij's ihr nicht aus dem Sinn wollte.

Ludow, wie durch ein Wunder gerettet, erholte sich bald merklich, doch nahmen seine Beziehungen zu Eugenie Nikolajewna einen eigenthümlichen Charakter an. Er glaubte, die letzten Ereignisse müßten sie Beide einander näher gebracht haben, jetzt aber schien es ihm, als ob das geliebte Mädchen sich ferner von ihm hielte, als je, obschon ihre Beziehungen zu ihm augenscheinlich den früheren freundschaftlichen Charakter bewahrt hatten.

Er sagte ihr, daß er in seinen Fieberphantasien nur immer sie vor sich gesehen und immer ihrer gedacht habe...

„Dachten Sie aber auch stets meiner?" fragte er.

„Was meinen Sie?" erwiderte das Mädchen ausweichend. Und als er ihr immer noch von seinen Gefühlen sprach, sagte sie mit herbem Tone, auf den hilflos daliegenden Jswolskij blickend: „Fühlen Sie denn nicht, daß hier nicht der Ort ist, diese Dinge zu erörtern?"

Seit jener Zeit wagte Ludow es nicht mehr, ihr von seinen Gefühlen zu sprechen.

Erst am dritten Tage kam Jswolskij wieder zum Bewußtsein, er öffnete die Augen und lächelte, als er den freundlichtheilnahmsvollen Blick Eugenie Nikolajewna's auf sich ruhen sah.

„Wie fühlen Sie sich?" fragte sie freudig bewegt.

„Sie sind mein guter Engel!"....... Mir ist unendlich wohl......." konnte er nur sagen und verfiel auf's Neue in Bewußtlosigkeit —.

Unterdessen hatte Skuratow seine Bodenuntersuchungen begonnen; es waren bereits mehrere Schurfen gegraben, in der Tiefe von zwei Arschin begann der Boden stark goldhaltig zu werden, doch hinderte das eindringende Wasser genauere Untersuchungen und Pumpen waren nicht vorhanden, um das Wasser zu entfernen.

Die Burjaten erwiesen sich als tüchtige Arbeiter, und allmälig konnte die Ausdehnung des goldhaltigen Bodens bestimmt werden, doch reichte der Gehalt noch lange nicht an die im Document angegebenen Reichthümer heran. Die Untersuchungen wurden nach der in Sibirien allgemein angenommenen Art und Weise gemacht.

Der Lama hatte unterdessen Jswolskij eifrig seine ärztliche Pflege gewidmet; für innerlichen Gebrauch hatte er ihm eine Mixtur bereitet, auf die Wunde wurden gekaute Wurzeln gelegt, trotz aller Pflege war aber Jswolskij fast beständig bewußtlos, so sehr hatte ihn der starke Blutverlust geschwächt! In den langen Nächten, die Eugenie Nikolajewna trotz Protestes ihres Bruders sowie Ludow's, an seinem Lager durchwacht, hatte sie oft seine Fieberphantasien, stets sprach er mit Emphase von ihr, von Ludow und wünschte ihr das vollste Glück...... zusammenhanglose Worte verriethen ihr, welch' tiefes Gefühl er für sie hege —

Am achten Tage der Krankheit sanken plötzlich Puls und Kräfte des Kranken; als er erwachte, bat er den Missionär, ihm aus dem Evangelium vorzulesen, horchte aufmerksam zu und sagte, als der Missionär geendet, ruhig:

„Ich fühle, es geht zu Ende. Die Kräfte verlassen mich ganz und gar."

Diese Worte erschütterten sichtbar Alle. Eugenie Nikolajewna weinte still vor sich hin......Der Lama war mit einemmal verschwunden; lautlos hatte er den Sterbenden verlassen, und Niemand konnte sich erklären, weshalb er das gethan. Es wurde Nacht. Nach anhaltenden Schmerzen, die ihn laut stöhnen machten, schien Jswolskij endlich sanft einzuschlafen. Eugenie Nikolajewna saß neben ihm und schaute ihm gramerfüllt in's schöne Gesicht, das jetzt Leichenblässe deckte.

Stille war es im Zelt; von draußen tönte nur das geheimnißvolle Geräusch des Waldes herein.....weit, weit irgendwo ließ eine Eule ihr Lachen erschallen. — Von Zeit zu Zeit that der Kranke einen tieferen Athemzug, entrang sich ein tiefer Seufzer seiner Brust.

Plötzlich sah Eugenie Nikolajewna seine Augen sich öffnen, sie mit einem ungewohnten Blicke anschauen, doch zeugte dieser Blick von zurückgekehrtem Bewußtsein.

„Eugenie Nikolajewna!" tönte es plötzlich von Jswolskij's Lippen.

Sie trat näher an ihn heran; mit den Augen winkte er ihr zu seinem Kopfkissen.

„Ich sterbe morgen....", sprach er leise. „Es ist schwer zu sterben......ich bin fünfunddreißig Jahre alt und habe Niemand im Leben geliebt, außer...... Sie wissen......Jetzt bitte ich Sie, Theure......Gott! Es ist ja die Bitte eines Sterbenden......o küssen Sie mich nur ein einzigesmal...... Der Kuß geleite mich in's Grab......"

Seine Stimme versagte. Das junge Mädchen beugte sich über ihn und küßte ihm die Lippen, sie erschienen ihr sengend heiß. Wohl wußte sie, daß dies der letzte Kuß eines Sterbenden gewesen, und doch färbte heiße Röthe ihr Gesicht ......ein neues, bisher nie geahntes Gefühl durchzog sie.

„Habt Dank!" flüsterte der Kranke und schloß wieder die Augen.

Thränen- und lautlos saß sie die ganze Nacht an seinem Lager; ihr Auge schloß sich nicht.

Gegen Morgen wurde der Puls noch schwächer; er lag bleich, unbeweglich— der Tod war nahe, unausbleiblich. Alle standen zu Häupten Jswolskij's, schwere, trübe Gedanken in der Seele bewegend. So verlosch ein Leben, das noch wenige Tage zurück, so große physische wie psychische Kräfte gezeigt.

Laut und vernehmlich las der Missionär das Evangelium, nachdem er dem Sterbenden das Crucifix auf die Brust gelegt. Auf einmal tönte lautes Hundegebell, Alle schreckten auf, vom Walde her sah man den Lama eiligen Schrittes kommen, schon von Weitem rief er etwas entgegen.

„Lebt der Freund des Lama noch?" entrang sich endlich der athemlosen Brust.

Der Missionär wies mit dem Haupte auf den Kranken hin.

Der Lama stand schon neben ihm.

„Er lebt!" jubelte er laut auf, einen tollen Freudensprung machend, „er lebt und wird am Leben bleiben. Der Lama war im Dazan (Kloster) Mangut und hat die lebenspendende Wurzel gebracht.

Er zog ein kleines ledernes Säckchen aus dem Busen und schwenkte es triumphirend in der Luft.

Erstaunt, doch hoffnungslos schauten die Versammelten den Lama an.

Dieser aber ergriff, ohne Zeit zu verlieren, ein Glas, schüttete etwas Pulver hinein, rührte es mit Wasser an und brachte es Jswolskij, dessen Brust sich schwer hob und senkte, während der Athem einem Pfeifen glich; der Lama öffnete ihm die krampfhaft geschlossenen Zähne, goß die Medicin dem Kranken in den Mund, der sie auch mechanisch hinunterschluckte.

„Jetzt wird der brave Freund des Lama auch am Leben bleiben", sagte der Lama voll Ueberzeugung und schaute Jswolskij zufrieden an.

Regungslos hatte die durch diese Scene überraschte Gesellschaft ihm zugesehen und zugehört, denn Alle waren davon überzeugt, daß die letzte Stunde Jswolskij's gekommen sei.

Doch ein Wunder geschah. Das Athmen des Kranken wurde leichter, er schien in tiefen, gesunden Schlaf zu verfallen, gegen Abend trat Transspiration ein, und am anderen Tage erwachte er aus seiner Besinnungslosigkeit.

Eugenie Nikolajewna war unendlich glücklich. Sie wollte es zuerst kaum glauben, daß der Tod sich sein Opfer entschlüpfen ließ. Nur der Lama zeigte keine Verwunderung.

„Es ist die lebenspendende Wurzel Dgen-Tschen", sagte er ruhig, „sie heilt jeden Kranken, nur Todte kann sie nicht wieder zum Leben erwecken."

In der Medicin der Buddhisten spielt die Wurzel Dgen-Tschen eine große Rolle. Die Pflanze Dgen-Tschen findet sich selten und nur in der südlichen Mandschurei und im Ussuri-Lande bis zum 47. Grad nördlicher Breite. Als köstliche Gabe hütet die Natur eifersüchtig diese Pflanze, sie wächst nur in tiefen, wilden Abgründen, in welche nie die Strahlen der Sonne dringen und kann daher auch nur mit Lebensgefahr erlangt werden. Der fabelhafte Preis der Wurzel dieser Pflanze (nach dem französischen Missionär Vernon wird ein Pfund derselben gern mit 50,000 Fr. bezahlt) treibt das arme Volk, sie überall zu suchen.

Ein Monat war vergangen. Jswolskij hatte sich vollständig erholt; er fühlte wieder die alten Kräfte in sich, und die überstandene Krankheit war vergessen. Durch sein Krankenlager war er Eugenie Nikolajewna näher getreten, und jetzt verbrachte er ganze Tage in ihrer Gesellschaft. Die Episode seines halben Liebesgeständnisses erschien ihm wie ein Traum—auch sie gedachte derselben wie der Phantasie eines Fieberkranken und suchte sie zu vergessen.

Auch Ludow war vollkommen hergestellt und bewachte jetzt eifersüchtig Eugenie Nikolajewna, da sie ihm zu viel Interesse für den früheren Pflegling behalten zu haben schien.

(Fortsetzung folgt.)

— Ein's nach dem Ander'n. „Marie, warum haben Sie die Fensterscheiben noch nicht geputzt?"—„Madamken, erst Ich, dann die Scheiben!"

Verschiedenes.

— Daß Unglückliche in den Spitälern ihren Körper verkaufen, um bis zu ihrem Tode besser verpflegt zu werden oder den Ihrigen ein kleines Kapital (40 Fr.!) hinterlassen zu können, daß Andere ihren Leib gelehrten Instituten vermachen, daß Studenten der Medizin sich auf unerlaubte Weise und gegen klingende Münze in den Besitz von Knochen und Körpertheilen setzen, das ist ebenso bekannt, wie die Verwendung der Knochen zur Herstellung des Zuckers u. s. w. Es blieb den Seinefischern vorbehalten, eine neue Form der Leichenausbeutung zu entdecken. Eines schönen Tages, so schreibt man der „K. Z.", bemerkten Pariser Zollbeamte auf einem von Argenteuil kommenden Lastschiffe zwei Taue, welche eine schwere Last nach sich zu schleppen schienen. Vielleicht zollpflichtige Waare? Zu ihrem Erstaunen zogen die Beamten zwei Leichen hervor, welche, wie der geständige Schiffer reumüthig bekannte, für je 5 Fr. von ihm bei Argenteuil — gekauft worden waren. Und warum? Weil die Pariser Polizeipräfektur innerhalb ihres Wirkungskreises für jede aus der Seine gefischte Leiche 15 Fr. zahlt. Sie sollten dem Schiffer somit 20 Fr. einbringen. Natürlich pflegte er den ersten besten Punkt anzugeben, wo er seine Leichen im Seinedepartement aufgefischt haben wollte, unbekümmert darum, ob er die polizeilichen Nachforschungen erschwere oder nicht.

— Man schreibt aus Neapel: „Der Revolver, diese Waffe der Feigen, scheint das traditionelle Messer in Neapel zu verdrängen. Es vergeht fast kein Tag, an dem der Revolver nicht irgend ein Opfer fordert, und neuestens bedienen sich sogar Kinder dieser Waffe. Pasquale Deramo, ein Knabe von 14 Jahren, hatte sich in eine hübsche Modistin, namens Josefine, vernarrt, die selbstverständlich den kleinen Lovelace mit Verachtung zurückwies. Von Zorn und Eifersucht getrieben, schwur Deramo, sich zu rächen. Er schlich der Modistin nach und entdeckte bald, daß sie mit einem jungen Arbeiter ein Liebesverhältniß unterhielt. Vor einigen Tagen hörte man auf dem Vico Consiglio einen Schuß fallen und ein junger Mann wälzte sich in seinem Blute. Man erkannte denselben als den Geliebten der Modistin. Man brachte den Verwundeten in das Spital, aber er starb auf dem Wege. Alle Welt bezeichnete den 14jährigen Deramo als den Mörder. Man verhaftete denselben; er leugnete anfangs, als er aber den Tod seines Opfers erfuhr, gestand er alles ein. Um sich zu entschuldigen, erzählte er, daß der junge Arbeiter ihn geohrfeigt habe, weil er die Modistin verfolgte."

— Die letzten Weichselüberschwemmungen haben schwere Verwüstungen angerichtet und endlich die Staatsregierung zu energischem Handeln aufgerüttelt, um einer Wiederholung dieser Katastrophe vorzubeugen. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, das Versanden der Weichselmündung zu verhüten und dem Eise im Frühjahre einen rascheren Abfluß in die See zu ermöglichen. Dadurch kann nur allein einer Eisverstopfung und der Ueberschwemmungsgefahr vorgebeugt werden. Um diese Zwecke zu erreichen, hat die Staatsregierung (wie die „Frkf. Ztg." schreibt) zunächst zum Schutze der Niederung starke, mit schweren Steinen gepflasterte Uferböschungen und hohe Dämme herstellen lassen und eine neue steinerne Schleuse erbaut, deren gewaltige Thürflügel dem Anprall der Wogen besseren Widerstand leisten können, als die alten Schleuse. Letztere war zweimal in größter Gefahr, vom Hochwasser durchbrochen zu werden. Ferner ist eine 1000 Meter lange Coupirung von der Nehrung bis in die See hinaus aus Strauchwerk und Steinen hergestellt, welche oben gepflastert ist und auf der man mit Wagen fahren kann; sie hat den Zweck, das Eis in gerader Richtung der See zuzuführen. Um die weitere Versandung der Weichselmündung zu verhüten, wird gegenwärtig in der Richtung dieser Coupierung eine Mole in die See hinaus gebaut, welche bis zu einer Wassertiefe von drei Meter fortgeführt werden soll und deshalb mehrere hundert Meter lang sein muß, da sich das Wasser in jener Richtung nur allmählich vertieft. Für die hiesige Landbevölkerung, von welcher Tausende wegen Darniederliegens von Handel und Verkehr beschäftigungslos sind, bilden gegenwärtig die Arbeiten den einzigen Verdienst.

— Am 7. Juni, Abends, fand, wie aus Petersburg geschrieben wird, in Astrachan ein blutiger Zusammenstoß zwischen den dort lebenden Persern und Russen statt. Der Conflikt entstand durch eine Bagatelle. Ein Knabe, der aus dem Kahne eines Persers zwei Citronen gestohlen hatte, wurde von dem Perser am Halse gepackt und einem herbeigerufenen Wachmanne übergeben, der ihn auf das Commissariat brachte. Unterdessen hatte sich auf dem dortigen Markte das Gerücht verbreitet, daß der Perser den Knaben erwürgt und seine Leiche versteckt habe. Die Mutter des Knaben, welche schnell herbeigekommen war, jammerte laut darüber, daß die Antichristen ihren Sohn ermordet hätten. Die Folge davon war, daß viele Russen sich zusammenrotteten und im Nu viele Frucht- und Getreideläden der persischen Kaufleute zerstörten. Die angesammelte Menschenmenge, welche durch gerade nach Astrachan zurückgekehrte Fischarbeiter, die an diesem Tage in den Gasthäusern zechten, immer größer wurde, setzte ihre Verwüstungen unter Leitung eines „Führers" fort. Die Perser versteckten sich in ihren Wohnungen, die wüthende Menge drang aber auch in die Wohnungen ein, zerbrach Fenster und Thüren ec. und schleppte die Perser auf die Gasse. Zwei Perser, welche die Flucht ergriffen hatten, wurden von der Menge verfolgt, und mit Stöcken so mißhandelt, daß sie todt vom Platze weggetragen werden mußten. Die Kosaken stellten endlich die Ruhe her, wobei gegen 150 Personen verhaftet wurden. Die Untersuchung ist im Gange.

— Für Errichtung einer Stelle zum Studium der Gesundheitspflege in den Tropen tritt die „Köln. Ztg." in einem längeren Artikel ein, indem sie u. a. ausführt, daß die Meisten von denen, welche sich mit ihrer Meinung über die Gesundheitspflege in den Tropen haben hören lassen, nicht ärztliche Fachmänner, sondern Laien. sind, Leute, die genug gesehen und erlebt haben mögen, die ihrer mangelnden ärztlichen Sachverständigkeit wegen aber nicht in der Lage sind, aus den beobachteten Thatsachen richtige Schlüsse zu ziehen, sie in den nothwendigen wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen. Da ist zu bemerken, daß beispielsweise der verstorbene Dr. Fischer, der bekanntlich jahrelang als Arzt iu Sansibar lebte, sich sehr abfällig über das Klima in den Tropen, wenigstens Afrikas, geäußert hat.

— „Ein seltsamer Proceß in Sicht", so schreibt die „N. St. G. Ztg." „Der kynologische Verein in St. Gallen hat nämlich an der internationalen Hunde-Ausstellung in Zürich ein Schnauzerl ausgestellt, das auf den Ruf „Buzzi" folgt. Nun kommt nachträglich Herr Baumeister Buzzi und verlangt, es sei das Hundevieh sofort umzutaufen, sonst werde er den Verein um Schadenersatz belangen."

Was ein „Dude" braucht.

Kürzlich befand sich ein New Yorker Reporter in einer der feinsten Kurzwaaren-Handlungen der Stadt, um mit dem Eigenthümer derselben nach Art der Zeitungsmenschen eine Zeitlang gemüthlich zu plaudern. „Ich möchte gern einige Unterkleider für Herren sehen," leitete er das Gespräch ein.

Der Kaufmann warf einen Blick auf die hellblonden Locken des Reporters, holte dann eine Pappschachtel herbei, zeigte ihm deren Inhalt und sagte: „Hier ist etwas, das für Ihre Haarfarbe paßt."

In Bezug auf die Farbe mochte er wohl recht haben, doch paßte der Preis entschieden nicht zu dem Geldbeutel des Zeitungsmannes. Es waren Unterkleider aus blaßgelber, chinesischer Seide, die sich sehr weich anfühlten und mit hellblauen Stickereien verziert waren. Um den Hemdkragen lief eine zarte Stickerei aus blauen Weinranken und Blnmen, die sich bis auf den Busen vorne erstreckte und erst an den Spitzen der Aermel ihr Ende nahm. Zum Zuknöpfen der Aermel dienten kleine goldene Knöpfe.

„Dies ist ein sehr einfaches Muster," sagte der gefällige Kaufmann. Hemde und Unterhose kosten zusammen nur sechs Dollars. Hier ist ein anderes Muster, welches ich Ihnen für $12 ablassen kann." Mit diesen Worten holte er andere Unterkleider herbei, die förmlich mit Stickereien überladen waren. Der Reporter guckte sich die Geschichte eine Weile lang staunend an und meinte schließlich: „Haben Sie keine Unterkleider, die höchstens $1.50 kosten?"

Der Kaufmann hielt diese Frage für einen Scherz. „O, wenn Sie noch etwas Besseres haben wollen," sagte er dann: „Hier sind seidene Unterkleider, die $15 kosten."

Der Reporter schüttelte den Kopf. „Auf solche Geschichten kann ich mich nicht einlassen," sagte er, „dazu reichen meine Geldmittel nicht aus. Haben Sie wirklich nichts Billigeres im Hause?"

Der Kaufmann eilte geschäftig an die Arbeit und holte ganze Stöße von anderen Sachen herbei. Dem Reporter gingen die Augen über, so groß war die Pracht, die sich vor ihm entfaltete. „Gibt es wirklich Männer, die solche Sachen tragen?" fragte er.

Der Kaufmann warf auf ihn einen mitleidigen Blick. „Haben Sie denn wirklich keine Idee, was ein junger fashionabler Mann für seine Kleidung ausgibt?" fragte er dann. „Ein richtiger „Dude" braucht jedes Jahr mindestens ein Dutzend Paar Socken, von denen jedes Paar vier bis sechs Dollars kostet. An Unterhosen und Unterhemden gebraucht er gleichfalls mindestens sechs Paar, von denen jedes auf $15 zu stehen kommt. Er würde sich schämen, Hemden zu tragen, deren Preis für das Dutzend weniger als $50 beträgt. Seine Kragen und Stulpen kosten ihn das Jahr hindurch mindestens ebenso viel, die Halsbinden, Tennis-Hemden, Kniestrümpfe u. s. w. gar nicht zu rechnen. Allein das Unterzeug und die verschiedenen Kleinigkeiten in der Kleidung kommen jeden Sommer einem „Dude" auf Hunderte von Dollars zu stehen. Unter $500 ist er kaum im Stande, sich ordentlich zu equipiren. Dazu kommt noch der Schneider, der Schuster und der Hutmacher, welche natürlich auch anständig bezahlt sein wollen. Im Herbst und Winter stellen sich die Kosten natürlich noch viel höher."

„Wie viel kostet es eigentlich", fragte der neugierige Reporter, „wenn man sich als „Dude" kleiden will?" „Ich habe", antwortete der Kaufmann darauf, „Kunden, die für ihre Kleider jedes Jahr mindestens $5000 ausgeben. Und diese Leute gelten noch lange für keine Verschwender."

Blind und taubstumm.

In dem „Amerikanischen Asyl für Taubstumme" zu Hartford in Connecticut fand vor einigen Tagen eine Prüfung statt. Nach Schluß derselben betrat der kleine Albert Nolen die Bühne, um den Anwesenden zu zeigen, was er während seines Aufenthalts in der Anstalt gelernt hatte. Er ist taubstumm und blind, dabei aber ein sehr aufgeweckter Bursche. Er war taub geboren und hatte im Alter von 4 Jahren sein Augenlicht verloren, was sein Unglück natürlich noch vergrößerte. Trotzdem zeigte er sich so geweckt und intelligent, daß seine Angehörigen beschlossen, ihn im vorigen Herbst in das Asyl zu schicken. Der Vorsteher der Anstalt, Professor Williams, erklärte den bei der Prüfung anwesenden Gästen, auf welche Weise es gelungen sei, den Knaben zu unterrichten. Zuerst wurden verschiedene Gegenstände mit ihren Namen in erhabenen Buchstaben markirt, wie z. B. „Hut", „Ball" u. s. w. Bald lernte er, die betreffenden Buchstaben herauszufinden, wenn man ihm einen dieser Gegenstände in die Hand gab. Erst glaubte man, daß er die Buchstaben nur mit den Gegenständen in Verbindung bringe, nach fünf Wochen gelangte man jedoch zu der Ueberzeugung, daß dieses nicht der Fall war, und daß er thatsächlich die Buchstaben ihrer Aehnlichkeit nach kennen lernte. Dann wurde ihm auf einmal die Idee klar, daß zwischen den Gegenständen und den dieselben repräsentirenden Namen ein innerer Zusammenhang bestehe.

Von der Zeit an machte er große Fortschritte. Jetzt verfügt er bereits über einen Reichthum von 300 Worten, welche er mit großem Verständniß zu benutzen versteht. Er hat es gelernt, dieselben lesbar zu schreiben und sie mit wunderbarer Geschwindigkeit vermittelst seiner Finger zu buchstabiren. Er verkehrt mit den andern Taubstummen der Anstalt vermittelst der Zeichensprache, wobei er freilich sich nicht auf seine Augen, sondern auf die directe Berührung von Hand zu Hand verlassen muß. Dabei streift er überall im Gebäude ohne Führer umher und findet sich stets so gut zurecht, daß er nie einen Irrthum begeht.

Um zu zeigen, was der kleine Bursche leisten kann, der nebenbei gesagt, ein Liebling der ganzen Anstalt ist, stellte sich der Superintendent neben ihn und buchstabirte ihm auf seine Finger: „Gehe zu dem Fenster." Der Knabe wußte offenbar ganz genau, was die Zeichen auf seiner Hand meinten. Kaum war sein Lehrer mit denselben zu Ende, als er den Befehl auf gleiche Weise auf der Hand des Herrn Williams wiederholte und sich dann direct zu dem Fenster begab. Auf dieselbe Manier erhielt er den Auftrag, das Fenster zu öffnen und zu schließen, was er auch ohne jede Anstrengung that. Dann gab ihm sein Lehrer auf, ein Glas Wasser zu trinken, welches auf dem Tische stand, einen hölzernen Stab zu zerbrechen und verschiedene andere, ähnliche Dinge zu thun. Dann wiederholte er in der Zeichensprache Sätze mit Eigenschafts- und Zeitwörtern, die ihm „vordictirt" worden waren, las mit erhabenen Buchstaben gedruckte Sätze vermittelst seiner Finger schließlich gab er sie in der Zeichensprache wieder, und schrieb in leserlicher Handschrift das Gelesene nach.

Das Kind ist aus der düsteren Umnachtung, in welcher es sich befunden hatte, zu einem denkenden Wesen herangebildet worden!

— Ein lasterhaftes Leben ist ein langsamer Selbstmord.

Die hohe Polizei in der Patsche.

Es ist Nacht in einer kleinen deutschen Universitätsstadt, und zwar eine recht dunkle, trübe im Spätherbste des Jahres 18...... Auf dem Marktplatz sind in den zum Theil offenen Vorräumen der Häuser da und dort — beinahe etwas allzu vertrauensselig — die Vorfenster hergerichtet, um am kommenden Morgen eingesetzt zu werden. Auf einmal tauchen auf dem Hauptplatze dunkle Gestalten auf, huschen hier herum, tragen still und lautlos, aber in der allergrößten Eile und Geschäftigkeit die Vorfenster zusammen und pflastern mit denselben weit nach allen Richtungen, der Länge und Breite nach, accurat ein Stück am andern, den Vorplatz der im Rathhaus zu ebener Erde gelegenen — Polizeiwache, des Odiums der Studentenschaft. Die hohe Polizei schläft drinnen ruhig den Schlaf der Gerechten. Nach rasch gethaner Arbeit verschwinden die dunkeln Gestalten ebenso rasch und flink vom Schauplatz. — Urplötzlich tritt nun an Stelle der bisherigen nächtlichen Ruhe und Stille ein höllischer Lärm und Spectakel von allen Seiten, ein wahrer „Nachtrabiat" en bloc. Die Polizei fährt erschreckt aus dem Schlafe, stürzt, das Aergste wähnend, sofort aus der Wachtstube heraus ins Freie, kommt aber nicht weit, bricht vielmehr gleich in die überall auf dem Boden ausgebreiteten Vorfenster und bei ihren Bemühungen, aus dem gefährlichen Terrain wieder herauszukommen in der Dunkelheit immer noch tiefer in den verhängnißvollen Gegenstand ein, was nicht wenig Klirren verursacht. Endlich, nach vielen Anstrengungen, ist sie aus der Tinte heraus und damit auch der Scandal zu Ende. Deß freuten sich baß die Glaser und die — „Herren Brüder Studios", nicht aber die Polizei, welche auf Rache sann.

Auf der Sommer-Reise.

(In's Fremdenbuch zu reimen.)

Es reicht die Sonne ihre Gaben
Umsonst der hochbeglückten Welt,
Was Wald und See zu spenden haben
Ist gratis, nie läuft das in's Geld.

Die lieben gold'nen Sterne zeigen
Sich frei in ihrer stolzen Höh',
Die Sängerchöre in den Zweigen
Verlangen gleichfalls kein Entree.

Der Wind verehrt uns seine Kühle,
Der Berg den schattenreichen Pfad,
Die Welle ihre muntern Spiele,
Der Fluß ein neubelebend Bad.

Hab' Dank, Natur! Beseligt schall' es
Durch Feld und Flur, durch Wald und Thal,
Die Wirthe nur vertheuern Alles
Mit ihrer Rechnung alle Mal.

Daß sie nicht über's Ohr uns hauen,
Uns plündern nicht nach altem Brauch—
Ich schreib' es nieder voller Grauen—
Umsonst ist diese Bitte auch!

— Höllen-Rache. — Als einmal das Oberhaupt der Hölle eine Inspectionsreise durch sein Reich unternahm, fand er in einer Schlucht des Chimborazzo einen kleinen Teufel schlafen. Wüthend packte der Beherrscher aller Bösen seinen Sclaven und schleuderte ihn mit einem abscheulichen Fluche in die Hölle zurück. „Du wagst es, zu schlafen, Du Höllenschuft! Weißt Du, was es heißt, das Böse auch nur einen Augenblick schlafen zu lassen? Willst Du nicht lieber gleich tugendhaft werden? Ersinnet ihm eine Strafe, meine Herren Teufel — eine Arbeit, so anstrengend wie nutzlos!" „Laß' ihn einige tausend Jährchen das Faß der Danaiden füllen!" sagte ein Teufelchen. „Alter Scherz!" erwiderte verächtlich Satan. „Laß' ihn die Sandkörner der Wüste Sahara zählen!" rief ein Anderer. „Die Arbeit ist zu gering!" entgegnete der Fürst der Hölle. „So laß' ihn, fiel ein besonders hämisch grinsender Teufel ein, „laß' ihn jedes einzelne aller Infusorienthierchen der Oceane mit einem besonderen Namen bezeichnen!" „Das wäre schon etwas!" rief anerkennend Satan. „Ich weiß Besseres!" kreischte jetzt ein anderer Höllenknecht, dem die Lust am Bösen aus jeder Miene stierte, „ich weiß Besseres: Laß' ihn Alles lesen, was auf Erden in einem Jahre gedruckt wird — von jedem Werk ein Exemplar!" — „Gnade!" Gnade!" wimmerte der arme Teufel. „Das ist's!" rief teuflisch auflachend Satan und blies den winselnden Sünder an, daß er heulend hinauffuhr gegen die Erdkruste. So ungefähr zwischen Berlin und Leipzig soll er herausgekrochen sein.

— Schlau. In einem Club war das Hazardspiel verboten; nun erfanden die Mitglieder einen neuen Sport. Ein Jeder bekam einen Teller und darauf eine kleine Spinne. Derjenige, dessen Spinne zuerst von dem Teller lief, hatte gewonnen. Merkwürdiger Weise gewann stets ein junger Engländer, der im Club eingeführt war. Er hatte sich nämlich vom Clubdiener gegen ein Honorar von ein Pfund Sterling stets einen heißen Teller geben lassen.

— Also blos eins. Gevatterin (zur Hansenbäuerin): Aber, Hansenbäuerin, was i' han hören müssen — Euer Jakob will die Genovef' vom Zirbelhof nehmen! Von der sagt m'r ja, sie hab' schon e' Paar Kinder g'habt. — Hansenbäuerin: Ach, was schwätzet ihr für e' Zeug, Gevatterin! Es ist alles nix! Von dem, was d' Leut' saget, ist moistens blos d' Hälfte woahr.

— Werth der Zeit. Herr: „Wenn der Mensch nur will, kann er vorwärts kommen. Auch ich war arm, aber ich habe jeden Augenblick fleißig benutzt." — Bettler: „Na, in dieser selben Zeit wo Sie mir das erzählen, hätten Sie mir schon drei Unterstützungen geben können."

— Ein neues Metier. Reisender Handwerksbursche: En armer Reisender. — Hausherr: Was für Handwerk? — Handwerksbursche: Handwerk gar kein's, aber e schlecht's Fußwerk.

— Bauernfreundlichkeit. Bauer (zum Pfarrer, welcher vor Ansteigung aus dem Gefährt steigen will): Bleibet se doch sitze, Hochwürden! Was hat der Gaul scho' Mist do nauf zoga!...

— Chronisches Uebel. „Du, sag', was hältst Du eigentlich von dem dicken Huber? Du kennst ihn ja schon lange! — „Weißt Du, er ist ein ganz guter Mensch — nur seit zehn Jahren in momentaner Geldverlegenheit!"

— Die Arbeit des Herrn Plempner. Herr Plempner (nach dem Essen): „Jetzt freu' ich mich aber auf mei' Maß. Ich sag's halt alleweil: Zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen!"

— Zerstreut. Amtsrichter (im Audienztermine bei gefülltem Zimmer): Ich bitte mir Ruhe aus, es ist hier ein solcher Lärm, daß ich schon weiß Gott wie viele Sachen abgeurtheilt habe, ohne sie verstanden zu haben.

— Aus dem landwirthschaftlichen Examen. Professor: „Herr Candidat! Welche Gemüsepflanze enthält den größten Eiweißgehalt?"—Candidat: „Spinat mit Spiegeleier!"

— Sonderbare Gegensätze. Herr: Wie heißen Sie, mein Fräulein? — Fräulein: Schwarz! — Herr: Wie und dabei sind Sie blond?

— Aus einem neuen Roman. Mit dem Ausrufe „Die verdammten Manichäer!" segnete er das Zeitliche.